



Leseprobe

Walter Kohl

Mutter gesucht

Die Geschichte dreier ungleicher Schwestern

ISBN: 978-3-552-05565-0

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser-literaturverlage.de/978-3-552-05565-0>

sowie im Buchhandel.

1

»Radiant and overhappy.«

So fängt es an.

Die blutjunge Mutter habe auf ihn strahlend und überglücklich gewirkt, sagte der zuständige Arzt der Gebärklinik des Krankenhauses der Freien Universität Amsterdam laut einem Aktenvermerk vom 16. Februar 1977 zu den Beamten der holländischen Jugendbehörde. Da war Tania genau zwei Wochen alt. Da war der Versuch ihres mutmaßlichen Großvaters, das Baby an zahlungskräftige adoptionswillige Paare in den Niederlanden zu verkaufen, bereits gescheitert. Da hatte das Jugendamt im österreichischen Linz die Zuständigkeit für den Säugling bereits an die Kollegen in Amsterdam abgetreten. Da hatte die noch keine siebzehn Jahre alte Kindsmutter Patricia, gebürtig und damals wohnhaft in Linz an der Donau, bereits eingewilligt, dass ihr Baby weggegeben werde. Obwohl sie doch in den ersten Tagen nach der Geburt so strahlend und überglücklich war, laut Aussage ihres behandelnden Arztes. Radiant and overhappy, so steht es im amtlichen Schriftverkehr zwischen Amsterdam und Linz. So fängt die Geschichte an. Eine glückliche Mutter, fast selbst noch ein Kind, die ihr Kind in einem fremden Land hergibt, allem Anschein nach unfreiwillig.

Beim Lesen dieses Schriftstücks hat irgendetwas in mir zu flimmern begonnen. Ich bin der Adoptivvater von Tamara. Tamara ist ebenfalls Patricias Tochter. Tania ist die älteste, Iris die zweitgeborene, Tamara die jüngste. Die drei Schwestern, oder Halbschwestern, um genau zu sein, hatten mehr als die erste Hälfte ihres jeweiligen Lebens lang keine

Ahnung von der Existenz der anderen. Leibhaftig zu dritt beisammen gewesen sind sie, obwohl mittlerweile 34, 31 und 27 Jahre alt, noch nie. Iris und Tamara haben sich als Teenager eine Zeitlang gelegentlich getroffen, als beide in Linz lebten. Tania und Tamara sind sich dreimal begegnet, das erste Mal in Amsterdam, als Tania dreißig und Tamara 23 Jahre alt war. Tania und Iris haben sich noch nie gesehen. Die Mutter, Patricia, hat Tania mit dreißig erstmals gesehen, Tamara als sie 23 war. Iris ist Patricia seit dem Kleinkindalter nicht mehr begegnet.

Das Flimmern in mir wich rasend schnell einem Gefühl, als hätte sich der Boden, auf dem man steht, ansatzlos und ohne Vorwarnung verflüssigt. Trüge einen nicht mehr. Weil auf einmal alles nicht mehr stimmte. Über Jahre hindurch war in den wenigen Erzählungen, die zu all diesen Adoptionsgeschichten verfügbar waren, Patricia immer die Böse gewesen. Die Mutter, die ihre Kinder weggibt. Hassenswert und herzlos. Jugend und Dummheit und Erlebnishunger und Drogensucht galten nicht als Entschuldigung. Sie war die Hassfigur. Und jetzt das: strahlend und überglücklich!

2

Zwei Frauen sitzen nebeneinander auf einem breiten Bett, das im hinteren Teil eines sogenannten Trailers irgendwo in Belgien steht, in einem Wohnwagen auf einem Dauer-Stellplatz also, am Rand eines Städtchens an der holländischen Grenze. Das Bett hat eine weiche Matratze, darum rutschen die Frauen immer wieder zusammen und hocken so eng aneinander, dass sich ihre Hüften und Schultern berühren, ob sie wollen oder nicht. Beide sehen aus, als wäre ihnen selbst

nicht recht klar, ob sie es wollen oder nicht. Die ältere Frau, die mit der Stimme eines wachen neugierigen Mädchens spricht, aber ein wenig älter aussieht als die fünfzig Jahre, die sie zählt, ist Patricia. Die junge, gerade einmal halb so alt, ist Tamara. Ihre Stimme ist sonst jene einer desillusionierten, manchmal zornigen und auf jeden Fall sehr erwachsenen Frau; hier, in dem Groß-Camper auf einem Dauer-Stellplatz im adretten Recreatiepark, klingt sie piepsig und schüchtern wie die eines Kindes.

Beide sind schon sehr müde. Um zwei Uhr morgens war Tamara losgefahren, von Linz mit uns, ihren Adoptiveltern, die zwölfstündige Autofahrt eine lähmend langweilige Strapaze, die einzige Abwechslung bot zwei, drei Stunden lang der zähflüssige Verkehr auf den Autobahnen zwischen Frankfurt und Aachen. Dann saßen wir Stunden um Stunden zusammen mit Patricia und Frank, ihrem Lebensgefährten, und redeten ohne Pause. Nichts von Belang wurde gesagt, nichts davon, wie es sein sollte mit Müttern und Töchtern, wie es stattdessen tatsächlich war zwischen diesen beiden, oder warum es so geworden war. Dieses Geplauder über den winzigen Fischteich, den Patricia und Frank vor dem Wohnwagen angelegt hatten, und über die unterschiedlichen Sozialversicherungssysteme von Belgien, Deutschland und Holland ermüdete uns alle. Gegen zehn Uhr abends sagte jemand den erlösenden Satz. Dass es doch sehr spät geworden sei, und morgen sei auch noch ein Tag, um sich zu unterhalten. Alle standen auf.

Da war Tamara plötzlich hektisch geworden. Wir könnten noch nicht aufbrechen ins Hotel, Patricia müsse sich erst noch die Fotos ansehen, die sie extra mitgebracht habe. Ob sie sich nicht erinnern könne, sagte Tamara zu ihrer leiblichen Mutter, vor fast drei Jahren, bei ihrem ersten Tref-

fen, da habe Patricia doch extra gebeten, Tamara möge beim nächsten Mal Bilder aus ihrer Kinder- und Jugendzeit mitbringen. Natürlich, sagte Patricia, sie erinnere sich. Dann setzten sie sich wieder nebeneinander auf das Bett, und Tamara holte aus einer rucksackartigen Tasche Massen von Fotos, manche davon in Alben, andere lose in den Bestellkuverts der Fotolabors.

Und so hocken sie jetzt Schulter an Schulter, Tamara erklärt jedes einzelne Bild, das bin ich in dem Hochstuhl, der dann ganz grün war, weil ich den Teller mit Spinat immer weggefetzt habe, und das war der erste Schultag, das da war an irgendeinem griechischen Strand, weiß nicht mehr, welcher, meine Mutter wollte die Urlaube immer nur in Griechenland verbringen. Patricia hört ihr zu und nickt zu jedem Foto, sie verzieht keine Miene, wenn ihre Tochter Tamara eine Frau, die auf vielen Fotos zu sehen ist, Mutter nennt, eine Frau, die nicht Patricia ist.

Wenn dies ein Film wäre, gäbe es mindestens fünf oder sechs Szenen, in denen Menschen, meist Frauen, Fotos betrachten. Der Film würde beginnen mit jener Szene, die mir als Erstes in den Sinn kommt, wenn ich an Tamara denke, sie würde das Gesicht eines Mädchens von etwa vierzehn Jahren zeigen, das im Schneidersitz in seinem Kinderzimmer hockt und zu Boden blickt. Tamara. Sie hat Kopfhörer auf. Sie singt laut und falsch zu einem Lied, das die Zuschauer nicht hören können: Wie konnte ich so blind sein? Wie konnt ich glauben, ich kann seh'n? Hat Gott auf mich geschissen? Oder warum ließ ich dich geh'n?

Dann würde die Kamera über auf dem Fußboden durcheinander liegende Fotos schwenken. Kinderfotos, Urlaubsfotos, Familienfotos. Tamaras Stimme hörte man aus dem Off weiter singen. Wieder spür ich diese Sehnsucht, du bist

schon lange nicht mehr hier – sag mir, was hast du getan? Die Kamera ginge zurück zum Gesicht des Mädchens, Tamara hat die Kopfhörer abgenommen, den Cinch-Stecker aus der Stereoanlage gezogen, die Musik, zu der sie gesungen hat, ist nun laut zu hören: »Für immer« von den Böhsen Onkelz, das Gitarren-Solo. Sie hebt ein Blatt Papier auf, das zwischen den Bildern liegt. Es ist eine Geburtsurkunde, ausgestellt auf Tamara, den Familiennamen würden die Zuseher nicht lesen können, er wäre geschwärzt. Das Dokument ist in holländischer Sprache abgefasst, ausgestellt von einem »ambtenaar van de burgerlijke stand«, also einem Standesbeamten der Stadtverwaltung Amsterdam.

Es war ein schmerzlicher Moment, als sie so auf dem Boden ihres Zimmers in unserer kleinbürgerlichen Wohnung saß, Bilder und Zettel um sich ausgebreitet, so versunken und so taub für die Umwelt wegen der lauten Musik in ihren Kopfhörern, dass sie nicht bemerkte, wie ich die Tür öffnete und sie eine Weile beobachtete. Am längsten hielt sie ein Foto in Händen, das ein Mädchen in ihrem Alter zeigte, sitzend in einer Art Ohrenfauteuil, in einem eleganten festlichen Kleid, die Haare übermäßig gestylt zu einer Frisur, die nicht recht zu einer Vierzehnjährigen passt. Es war das Bild, das Tamara von ihrer leiblichen Mutter hatte. Kurz zuvor hatte Tamaras Adoptivmutter den Kontakt zu Patricias Mutter hergestellt, Oma Erna. Die hatte sich mit Tamara getroffen, mehrmals, und ihr gleich beim ersten Treffen dieses Foto gegeben. Lange starrte die vierzehnjährige Tamara auf das Bild der vierzehnjährigen Patricia, die stolz und kühn und mit einer seltsamen Mischung aus Arroganz und Angriffslust in die Kamera schaute, vor einem großen Spiegel an einer spießigen, viel zu bunten Tapetenwand. Die Aufnahme muss in jenem Zimmer in

dem Mietshaus am Keißlerplatz in Linz entstanden sein, in dem Patricia ihre Kindheit und frühe Jugend mit ihrer Mutter Erna verbracht hatte. Bis man sie ins Erziehungsheim steckte und ihre wilden Jahre begannen.

Das Foto von Patricia aus deren Teenager-Zeit existiert nicht mehr. Tamara lacht heute über die Umstände des Verschwindens, aber es ist ein bitteres Lachen. »Das habe ich weggeschmissen«, sagt sie, und als ich sie frage, warum, antwortet sie mit kräftiger heller Stimme: »Weil ich angefressen war. Auf sie.«

»Nachdem du sie kennengelernt hast?«, frage ich.

»Nein, vorher. Wie ich die Oma kennengelernt habe, und das Foto, da war ich vierzehn. Ein paar Jahre später habe ich es weggeworfen. Weil ich gedacht habe, die finde ich sowieso nicht mehr, und da habe ich einen Hass gehabt. Ich weiß nicht mehr genau, was für eine Situation das war, jedenfalls habe ich es einfach zerrissen. Habe mir gedacht, leck mich am Arsch. Einen Hass auf die Situation damals, und auf sie, dass sie mich einfach –«

Sie bricht ab, ihre Stimme wird leise und fast ein wenig weinerlich, sie redet auf einmal von ihren Schwestern, und dass es unverantwortlich gewesen sei von Patricia, gleich drei Kinder wegzugeben.

»Man kann einmal oder zweimal einen Fehler machen«, fährt sie fort, »dass man ungewollt ein Kind kriegt, ja, aber nicht dreimal! Und alle wegschmeißen wie Fleischstücke! Wie eine alte Socke oder eine alte Unterhose, die man nicht mehr braucht.«

Als Tamara mich damals endlich in der Tür ihres Kinderzimmers bemerkt hatte, zog sie den Kopfhörer-Stecker aus der Anlage, sie wusste, dass ich sie nicht ansprechen würde bei dem gewaltigen Krach aus den Boxen, und dass ich um-

gehend ihr Zimmer verlassen würde, wenn die Böhsen Onkelz lärmten. Ob ihr auch auffalle, dass ihr Patricia auf diesem Bild unglaublich ähnlich sehe, wollte ich sagen, nur die Kleidung sei anders. Altmodisch. Ich sagte nichts. Der Abwehrwall Böhsen Onkelz funktionierte. Im Weggehen sah ich, wie sie die Fotos und Papiere grob zusammenschob und ungeordnet in eine Schachtel warf.

3

Der 9. März 1960 war ein viel zu kalter Vorfrühlingstag, über der östlichen Hälfte Österreichs hingen an diesem Mittwoch Wolken, aus denen es ab und zu ein paar mickrige Flocken schneite, im Westen war es ein wenig besser, da kam manchmal die Sonne durch, aber kalt war es auch hier, am Morgen bis zu minus sechs Grad, und tagsüber stieg die Temperatur kaum über die Null-Grad-Grenze. Nur über den Bergen Tirols und Vorarlbergs, da brauste seit Tagen ein schwacher Föhnsturm, plus fünf Grad in 2000 Metern Seehöhe. Was im oberösterreichischen Aschach an der Donau die Arbeiter auf der Kraftwerksbaustelle bange machte: Man betonierte gerade den großen Mittelpfeiler in das trockengelegte Flussbett, während wegen der Schneeschmelze in den Bergen die Pegelstände stiegen und stiegen. Bald schon, so fürchteten die Ingenieure und Poliere, würden die diversen Konstruktionen zur Umleitung des Stromes dem beginnenden Hochwasser nicht mehr standhalten können.

Im Stadion der Landeshauptstadt Linz besiegte an diesem Tag die österreichische Fußballnationalmannschaft den bayrischen Amateurligaklub Rosenheim mit 6:1, die 3500 Zuschauer erlebten einen Sieg ohne Glanz in diesem Pro-

beispiel anlässlich des bevorstehenden Länderspiels gegen Frankreich. Im Lifka-Lichtspieltheater in Linz lief »Bettgeflüster« mit Rock Hudson und Doris Day. Am Landestheater war »Minna von Barnhelm« zu sehen, aus den Radios tönten Schlager wie »Marina« von Rocco Granata oder der »Kriminal-Tango« von Ralf Bendix.

In der sogenannten Landesfrauenklinik, die damals auf einem nicht sehr weitläufigen Areal etwas abgelegen vom Linzer Stadtzentrum stand, kam an jenem 9. März 1960 Patricia zur Welt. Ob es eine leichte oder schwere Geburt war, wie lange sie dauerte, wie groß die Neugeborene war und wie schwer, ist nicht zu eruieren. Der Kindsvater war bekannt, aber nicht anwesend, er hielt sich während der Geburt und Kindheit Patricias nicht in Linz, ja, nicht einmal in Österreich auf. Patricia ist ein uneheliches Kind, den Vater bekam sie die ersten elf Jahre ihres Lebens nicht zu Gesicht. Aber nicht, weil der sich verdrückt hätte und von seiner Geliebten Erna und dem Baby, das sie von ihm erwartete, nichts mehr wissen wollte. Sondern weil er in Spanien in einem Gefängnis saß. Das wusste die kleine Patricia aber lange nicht.

Erna zog mit dem Säugling in die Wohnung ihrer Eltern im Linzer Franckviertel, einer klassischen Proletariergegend mit kommunalen Mietwohnkomplexen für die Arbeiterschaft der nahen Großindustrie. Der Keißlerplatz war Eisenbahner-Revier, die kleinen Wohnungen in den dreistöckigen Gebäuden wurden von einer eigenen Genossenschaft der Bundesbahn an deren Bedienstete vergeben. Ernas Vater, Patricias Großvater, war Eisenbahner. Er war kein guter Mensch, behauptet Patricia, er soll seine Tochter mit ihrem unehelichen Kind verachtet haben. Und immer wieder verhöhnt haben, weil Erna ja mit einem wohlhabenden

Mann verheiratet gewesen war, den sie möglicherweise wegen Patricias Vater verlassen hatte.

Ernestine R., genannt Erna, kam im Juni 1924 als uneheliches Kind zur Welt. Ihre Eltern, wohnhaft in der Linken Brückenstraße in Linz-Urfahr, heirateten erst im September 1929 in der Stadtpfarrkirche Urfahr, demselben Gotteshaus, in dem fünf Jahre zuvor ihre Tochter getauft worden war. Vater Josef, geboren im August 1901, stammte aus einer Schuhmacherfamilie in Rainbach im Mühlviertel, wo er auch die achtklassige Volksschule absolvierte. Josef X. war ein kluges Kind, sein Abschlusszeugnis aus dem April 1915 zeigt in allen Fächern die Note Sehr gut. Und auch in Betragen und Fleiß erhielt er jeweils die bestmögliche Bewertung. Nach der Schule arbeitete er sein Leben lang bei der Eisenbahn. Im Zweiten Weltkrieg war das ein Vorteil: In seinem Wehrpass, ausgestellt im August 1940, sind die Seiten über Reichsarbeitsdienst-Einsätze und aktiven Wehrdienst vollkommen leer. Als Eisenbahner war Opa Josef offensichtlich vom Dienst als Soldat in der Wehrmacht befreit. Das belegt auch eine lose *Wehrpaßnotiz* in diesem Dokument, wo es heißt: »Einer etwaigen Beorderung durch die Deutsche Reichsbahn haben Sie im Frieden- und Kriegsfall jederzeit Folge zu leisten. Im Kriege ist eine Meldung als Freiwilliger zwecklos und daher zu unterlassen. Jeden Wechsel Ihres dauernden Aufenthaltsortes haben Sie innerhalb 48 Stunden dem zuständigen Wehrmeldeamt mitzuteilen.« Ernas Mutter Rosalia, geboren 1902, stammte aus einer Arbeiterfamilie in Urfahr, sie arbeitete von ihrem achtzehnten Lebensjahr bis zur Pensionierung in der Linzer Tabakfabrik.

Erna besuchte von 1930 an acht Jahre lang die Mädchen-volksschule an der Goethestraße in Linz. Aus ihrem Ab-

schlusszeugnis vom 2. Juli 1938 kann man herauslesen, dass sie eine durchschnittliche Schülerin war. In den meisten Fächern erhielt sie die Note Gut, in Deutsch, Schreiben und Rechnen die Note Genügend, nur in Singen und Turnen die Beurteilung Sehr gut. Danach arbeitete sie als Hilfsarbeiterin in der Spinnerei Kleinmünchen, der späteren Linz Textil AG. Aus dieser Zeit existiert ein Foto. An einer endlos langen riesigen Maschine voller senkrecht laufender Garnspindeln stehen zwei Frauen in Schürzenkleidern, die hintere, die gerade nach einer Spindel greift, ist Erna. Im Vordergrund sieht man ihre lebenslange beste Freundin, die später von Ernas Tochter Patricia Tante Maria genannt werden wird. Wann Erna zur Maschinenbaufirma Sprecher und Schuh in der Nähe des Keißlerplatzes wechselte, ist nicht bekannt.

Im Juni 1952 heiratete Erna am Linzer Standesamt den Eisenbahner Emil Leopold R. Dieser Mann hatte eine Handelslehre als Kaufmännischer Angestellter absolviert, war jedoch zur Bahn gewechselt, wo er zum Zeitpunkt der Trauung als Zahnradstoßer tätig war. Es muss eine seltsame Ehe gewesen sein, Erna und Emil hatten nie eine gemeinsame Wohnung, sondern lebten beide bei den Eltern und besuchten sich abends täglich gegenseitig. Geschieden wurde die Verbindung am 31. Oktober 1959. Vier Monate später kam Patricia zur Welt. Man darf annehmen, dass Ernas Schwangerschaft, die nicht Emil verursacht hatte, der eigentliche Scheidungsgrund war. Im Scheidungsurteil des Linzer Landesgerichts wird die Schwangerschaft mit keinem Wort erwähnt, obwohl sie offensichtlich gewesen sein muss. Als Grund für die Trennung werden wiederholt ein paar schwammige Formulierungen angeführt: Die Eheleute hätten einander gegenseitig vernachlässigt, sich gegen-

einander kränkend und lieblos verhalten, Erna habe durch längere Zeit und wiederholt den ehelichen Verkehr verweigert. Die Verbindung wurde als geschieden erklärt wegen »schwerer Eheverfehlungen von beiden Seiten«. Im Scheidungsakt befindet sich auch ein gerichtlicher Vergleich, in dem Erna und Emil ausdrücklich auf jedwede gegenseitige Unterhaltsleistung verzichten.

Patricias Vater, Rudolf M., muss in der Schlussphase dieser missglückten Ehe in Ernas Leben getreten sein. Er ist in der ganzen Geschichte der drei Schwestern und ihrer Mutter nur schemenhaft präsent, wo er herkam, was er so trieb, davon erzählen weder Patricia noch Erna. Einen einzigen Hinweis fand Tamara, als sie die Wohnung von Oma Erna nach deren Übersiedlung in ein Pflegeheim putzte und ausräumte. Einen handschriftlichen Zettel, überschrieben mit *Vollmacht*, mittels derer Rudolf M. bestätigt, dass Erna an seiner statt und in seinem Namen Geld entgegennehmen darf, und zwar in jeder Höhe. Als Ort der Unterschriftsleistung steht auf dem Blatt das Hotel Berggasthaus Messmer in Weissbad, Kanton Appenzell, Schweiz. Als Rudolfs Geburtstag ist der 11. März 1938 angegeben, er war also vierzehn Jahre jünger als seine Geliebte Erna.

Über Patricias Kindheit ist kaum etwas in Erfahrung zu bringen. Ihre Mutter, von ihren Enkelinnen Tamara und Iris Oma Erna genannt, von ihrer Enkelin Tania mit dem Familiennamen, also Frau R., angesprochen, machte nur Andeutungen. Sie sei ein schwieriges Kind gewesen. Sie sei nicht in den Griff zu bekommen gewesen. Sie habe ihr das Leben schwergemacht. Warum, weshalb, wie genau, das sagte Oma Erna nie. Tamara nervte sie mehr als einmal mit der beleidigt klingenden Aussage, wenn sie nicht erst im vierten Monat gemerkt hätte, dass sie schwanger war, hätte sie

Patricia abtreiben lassen. Am Schluss, als ich sie konkret und mit dem Hinweis auf die geplante Veröffentlichung zu ihrer Sicht der Dinge befragte, wollte sie gar nicht mehr reden. Und ganz am Ende konnte sie nichts mehr erzählen, es war ihr alles entschwunden in die Leere der Demenz.

Patricia selbst kann sich an nichts erinnern. Behauptet sie jedenfalls am Beginn eines Gesprächs in Belgien, das ich mitgeschnitten habe. »Das ist echt schwierig, wirklich schwierig«, sagt sie. »Ich kann mich nur erinnern, dass ich mit dreizehn Jahren ins Heim gekommen bin. Das Einzige, was ich von der Zeit vorher noch weiß, ist, dass ich in einem Kindergarten war mit Nonnen. Im Kindergarten, da habe ich angefangen, Nonnen zu hassen. Das war in Linz, katholische Schwestern, Don-Bosco-Kindergarten.«

Kurz darauf kommen dann doch einige Erinnerungen aus ihrer Kindheit. »Ich weiß immer nur so Fetzen. Zum Beispiel, dass ich durch die Freundin von meiner Mutter, die hieß Maria, das war meine Tante, also ich habe sie immer Tante Maria genannt, mit dieser Tante Maria sind wir viel wandern gewesen, und auf allen möglichen Plätzen, in ganz Österreich. Dadurch bin ich überhaupt rausgekommen. Meine Mutter selber, die hatte ja kein Interesse daran.«

Als Nächstes fällt ihr die genaue Adresse ein, das Haus am Keißlerplatz, und sie beschreibt die Wohnung ihrer Kindheit detailliert: »Meine Mutter und ich hatten ein Zimmer, das war abgetrennt von der Wohnung von meinem Opa. Da kam man von unten rein, die Wohnung war ganz oben, da kamst du vom Hausflur die Treppe nach oben, und da war auf einmal ein Flur. Der Flur war ungefähr so breit wie von hier bis dort.« Dabei deutet sie in den Garten vor dem Trailer, zeigt eine Distanz von vielleicht anderthalb oder zwei

Metern. »Da war ein Flur, der ging nach rechts und nach links. Auf der rechten Seite war ein einzelnes Zimmer, geradeaus war die Tür zum Dachboden. Direkt von der Treppe weg, da war vorne der Eingang in die eigentliche Wohnung von Opa. Unser Zimmer lag im Hausflur, war nicht verbunden mit der eigentlichen Wohnung. Wir hatten einen eigenen Schlüssel und alles, und das war unser Schlafzimmer. Essen waren wir immer drüben beim Opa, aber geschlafen haben wir da.« Und grimmig grinsend fügt sie an: »Ihre *Besuche* hat Erna da natürlich auch gehabt. Und weil ich natürlich auch da gepennt habe, war es für mich klar, dass sie da andere Sachen auch getrieben hat. Während ich geschlafen habe, nicht.«

Das Haus am Keißlerplatz sieht außen und innen heute noch so aus wie in Patricias Erinnerung. Was einmal der Wohnbezirk für die hochqualifizierten und kämpferischen Arbeiter der nahen Mittel- und Schwerindustrie, dann eine städtische Randzone mit massiven sozialen Problemen war, ist jetzt ein fast normaler Stadtteil, nicht mehr das *Glasscherbenviertel* von Linz, aber auch keine Top-Lage. Das Stiegenhaus ist eng und finster. Im obersten Stockwerk gibt es zwei Wohnungen, von jeder führt ein noch dunklerer kurzer Flur weg zu einer einzelnen Tür. Der rechte muss zu dem Zimmer gehen, in dem Patricia mit ihrer Mutter Erna gewohnt hat. Ich läute an den Türen, hinter einer ist laut ein Fernseher zu hören, lange öffnet niemand, dann macht eine Frau mittleren Alters die Wohnungstür so weit auf, wie es die Sicherheitskette erlaubt. Ich frage nach Ernestine R. und Patricia, die haben hier einmal gewohnt. Die Frau verneint, will schon die Tür schließen, dann murmelt sie noch rasch, dass in den Stockwerken weiter unten zwei Parteien wohnen, die sind schon seit Ewigkeiten im Haus, die wüssten

vielleicht mehr. Sie nennt die Familiennamen, dann schließt sie die Tür.

Ein Stockwerk darunter öffnet eine Frau K., sehr alt und gebrechlich, sieht aus, als würde sie hinfallen, wenn sie die Klinke loslässt. Zuerst versteht sie mich gar nicht, fragt nur ein paarmal äußerst misstrauisch, ob ich etwa in ihre Wohnung hineinwolle. Ich muss mehrfach ein »Nein« schreien und dann den Familiennamen R., da hellt sich ihre Miene auf. »Ja«, meint sie, sie kann sich erinnern, »war das die Frau ganz oben, die gleich drüben in der Fabrik gearbeitet hat, bei Sprecher und Schuh?«

»Ja.«

»Ja«, sagt sie, »an die kann ich mich erinnern.«

»Die hat ein Kind bekommen, vor fünfzig Jahren, und hat dann mit der Kleinen in diesem Haus gelebt.«

»Ja, richtig, ein Mädchen.«

»Wie waren die denn als Nachbarn?«

»Ach, da kann ich mich kaum erinnern«, sagt Frau K., sie schweigt, schaut mich mit einem verlegenen Lächeln an, sagt noch einmal, dass sie nichts erzählen kann, weil nach der Geburt des Mädchens habe sie kaum noch Kontakt gehabt, sie meine auch, die wären dann bald weggezogen. Irgendetwas an der Geschichte stimmt nicht, denke ich, sage aber nichts zu Frau K., versichere noch einmal, dass ich nicht in ihre Wohnung hineinwill, und verabschiede mich. Sie rät mir, bei einem Nachbarn zu läuten, einem älteren Herrn, der hat auch damals schon in diesem Haus gewohnt, der weiß vielleicht was. Sie trippelt mit mir zur Nachbartür, ich läute, nichts regt sich. »Der wird wohl übers Wochenende weg sein«, sagt sie, geht schwerfällig zu einem Gangfenster, blickt auf den Keißlerplatz hinunter, »ja«, sagt sie, »sein Auto ist nicht da.«

Ich verabschiede mich noch einmal, sie beginnt ungefragt zu reden: »Ja, die Erna R., das war eh eine recht ordentliche Frau, hat ordentlich gearbeitet in der Fabrik.« Und nach einer Pause: »Ja, und die Kleine war auch nett, ich weiß noch, ich habe manchmal auf sie aufgepasst, wenn die Mutter –« Dann hört sie mitten im Satz auf und geht in ihre Wohnung.

An der Geschichte von Frau K. stimmt irgendetwas nicht, ich spüre es, kann es aber nicht benennen. Tamara weiß es gleich. Sie hat draußen vor dem Eingangstor gewartet, wollte nicht hineingehen in das Kindheitshaus ihrer Mutter. Erna R. kann nicht von hier weggezogen sein, als Patricia noch ein Baby war, sagt Tamara, denn: »Wie kann Patricia das Haus und die Wohnung beschreiben, wenn sie nur als ein Baby hier gelebt hat?« Dann, im Auto, mutmaßen wir eine Weile, warum Frau K. was Falsches erzählt. Möglicherweise, weil sie alt und vergesslich ist. Möglicherweise war sie eine gute Freundin von Oma Erna, klingt plausibel, meint Tamara, wo sie ihr doch auf das Baby aufgepasst hat. Und wenn da nun jemand kommt und nach ihrer damaligen Freundin fragt, dann sucht sie eben Ausflüchte, damit sie nichts erzählen muss von dem Kindsvater im Gefängnis und den Prügeleien im Stiegenhaus, zwischen Patricias Opa und ihrem Vater, als der wieder nach Linz zurückgekommen war. Ich frage Tamara, ob wir an einem Wochentag noch einmal zum Keißlerplatz fahren und den anderen Nachbarn befragen sollen, und ob sie dann mit hineingehen würde. Es ist ihr egal. Wirklich interessant findet sie es nicht.

An dieser Stelle ist so etwas wie eine Fußnote vonnöten. Fünf Wochen und zwei Tage vor Patricia war in der Linzer Landesfrauenklinik ein anderes Mädchen zur Welt gekommen: Christiane, Tochter zweier Linzer Bürgerskinder,

die viel zu früh geheiratet hatten, sich bald wieder scheiden ließen, sich erneut näherkamen und noch einmal heirateten. Zwei Jahre später dann erneut Scheidung, diesmal endgültig. Christiane kam am 1. Februar 1960 zur Welt, einem kalten Montag. Nach einem eisigen Jahreswechsel mit fast zugefrorener Donau und vergeblichen Eisbrecher-Einsätzen zur Aufrechterhaltung des Schiffsverkehrs hatte es eine kurze Tauwetterperiode gegeben, aber an diesem Tag war der Winter zurückgekehrt, das Thermometer fiel wieder weit unter null, bis zu minus sechzehn Grad in der Nacht, und es gab Schnee, wenn auch nicht viel. Im Radio lief das Hörspiel »Das schönste Fest der Welt« von Siegfried Lenz, im Fernsehen die Gerichtssaal-Serie »Inspektor Garrett« und anschließend die »Perry Como Show«. In den Kinos gab man »Bettgeflüster« mit Doris Day und Rock Hudson. Auf den Sportseiten der Zeitungen erschienen laufend Vorberichte zur anstehenden Winterolympiade im kalifornischen Squaw Valley, Karl Schranz wurde einhellig als Favorit in allen Disziplinen gehandelt. Bekanntlich trat er verletzungsbedingt im Slalom gar nicht an, in Abfahrt und Riesenslalom wurde er jeweils Siebter.

Gleich hinter dem Eisenbahn-Verschubareal, an das Christianes Elternhaus angrenzte, in den Direktionsgebäuden der Voest, empfingen die Manager des Staatsbetriebes frohe Kunde aus Arabien: Der Irak hatte soeben bekanntgegeben, im kommenden Fünfjahresplan 400 Millionen Pfund Sterling, das waren damals etwa 28 Milliarden Schilling, also zwei Milliarden Euro, in die großflächige Erschließung von Wüstengebieten zu investieren. Die Voest-Direktoren rechneten fix damit, an diesem Kuchen mitnaschen zu können, bauten sie doch in Bagdad bereits ein Stahl-Hochhaus und hatten enorme Mengen von Stahl zur Errichtung des Du-

kan-Staudammes geliefert, den die irakische Regierung und die US-Armee bei Sulaymaniyah im irakischen Kurdistan gerade fertiggestellt hatten.

Getauft wurde das Baby auf die Vornamen Christiane und Marina. Wegen Rocco Granata, dessen Liedchen lag auch schon im Februar 1960 ganz weit vorne in der Hitparade. Christianes Mutter liebte dieses Lied, weil es sie an Italien erinnerte, das damalige Urlaubstraumziel. Kindheit und Jugend verbrachte Christiane Marina in einem schönen, aber nicht protzigen mehrgeschoßigen Bürgerhaus, keine halbe Stunde Fußweg entfernt vom Keißlerplatz. Sie lebte ein unaufgeregtes, halbwegs behütetes, nicht wirklich schönes, aber auch nicht wirklich tristes Kinderleben in jener seltsamen Randgegend im Südosten von Linz, die sich innerhalb weniger Jahrzehnte massiv verändert hatte. Im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts existierten ganz in der Nähe noch die stadtnahen Dörfer, die ab 1938 den Hermann-Göring-Stahlwerken, der späteren Voest, weichen mussten. Das Elternhaus hatte Christianes Mutter geerbt von nicht reichen, aber wohlhabenden Vorfahren, einst war es eine angemessen stattliche Immobilie am Rand der Stadt gewesen, in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts war das ganze Viertel allerdings bereits dicht durchwachsen von unansehnlichen Betonbauten, die infolge des Aufblühens von Industrie und Gewerbe allmählich überall um den mittelalterlichen Kern von Linz wucherten.

Patricia ist die Mutter von Tamara, von Tania und von Iris. Christiane ist die Adoptivmutter von Tamara. Das erste Mal gesehen haben sich die zwei Mütter aus Linz, die einen guten Kilometer Luftlinie voneinander entfernt zeitgleich ihre Kindheit verbrachten, erst nach einem halben Jahrhundert, zuerst in einem Ort nahe Aachen, dann in dem

Trailerpark am Rande einer Kleinstadt im nordwestlichen
Belgien.